

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 46 — Sonntag, den 10. November 1934

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der Zinnbergbau im Erzgebirge in alter und neuerer Zeit

Wir wollen diese Heimatblattausgabe in Wort und Bild einmal dem einst für unser Erzgebirge so überaus wichtigen Zinnbergbau widmen und beginnen mit dem Abdruck eines uns aus dem „Sächs. Bauern-Kalender“ in liebenswürdiger Weise zum Abdruck freigestellten Artikel aus der Feder A. Klengels in Meißen, der über das Huthaus am Reichtroster Schacht der „Bereinigt Zwitterfeld-Fundgrube“ zu Zinnwald wie folgt zu berichten weiß:

„In den heute zum größten Teil stillgelegten Grubenrevieren unseres Erzgebirges sind die *Huthäuser* die letzten auf unsere Zeit vererbten Zeugen uralter verklungener Bergmannspoesie, die in dem Augenblick ausstarb, als der Bergbau in die Industrie eingegliedert wurde und an die Stelle des Huthauses das Zechenhaus trat.

Poesieumweht war einstmals des Bergmanns Schaffen, trotz — oder vielmehr gerade wegen der Gefahren, die ihn in seinem unterirdischen Reich auf Schritt und Tritt umgeben. Kaum eine andere Arbeit ist so von Sage und Mär umrankt, wie der Bergbau in geheimnisvoller Tiefe. Die Gnommen und Zwerge, ohne die der deutsche Märchenschatz nicht denkbar ist — Bergmannsgestalten sind es, und der gewaltige Berggeist, der frommen Bergknappen den Silberblick beschert, was ist er anders, als das Gestalt gewordene ewige Geheimnis der erzführenden Heimatberge, in denen glitzernder Erzlegen bereitliegt, der ihnen nur unter Gefahren entrisen werden kann.

Man spricht heute viel vom Adel der Arbeit. Wer verkörperte ihn besser als des Bergmanns Gestalt. Des Bergmanns Arbeit ist das Schwerste und Gefährvollste alles Schaffens. Der Bergmann selbst ist durch Jahrhunderte treu verbunden dem angestammten Bergwerk, in das schon der Ahne einfuhr. Er ist treu verbunden uralter Tracht und uraltem Brauch. Auch das *Huthaus* hat seinen Namen von altüberlieferten Bräuchen. Die Bergleute stellten sich hier vor der Einfahrt in den Schacht unter die Hut des Herrn über Leben und Tod. Der Name ist das einzige, was von diesem Brauch auf unsere Zeit gekommen ist; denn das Zechenhaus eines neuzeitlichen industriellen Grubenbetriebes hat als Aufenthaltsraum für die Bergleute eine Knappentube, aber keine *Hut*.

stube mehr. Das im Bilde wiedergegebene Zinnwalder Huthaus steht im Zinnbergbaugebiet des östlichen Erzgebirges, in dem einzigen, in unseren Tagen noch abgebauten Zinnvorkommen des europäischen Kontinents.

Die Geschichte des Zinnes ist zugleich ein gut Stück Menschheitsgeschichte. Aus Zinn und Kupfer besteht die Bronze. Man hat also das Zinn bereits in der Bronzezeit, jener der Eisenzeit vorangehenden Kulturepoche, die für Ägypten in der Zeit zwischen 2500 und 1500 und für Europa zwischen 1800 und 800 vor unserer Zeitrechnung liegt, zu gewinnen und zu verhütten verstanden. Gewinnungsstätten waren in alter Zeit heute verschollene Minen in Afrika und Indien, später die altberühmten Zinngruben von Cornwall in England und vielleicht auch schon die nicht ursprünglichen Zinnlagerstätten am Südhange des Erzgebirges bei Graupen in Böhmen, wo man das Zinn im sogenannten „Seifenbergbau“ gewann. Der Seifenzinnbergbau tritt dort ums Jahr 1200 geschichtlich zutage, ist aber bestimmt viel älter. Er hat Ähnlichkeit mit der Goldwäscherei. Das Zinn wird aus Schottern ausgewaschen, die als von Wind und Wetter zermürbtes Erzgestein in ungezählten Jahrtausenden von den erzführenden



Altes Huthaus in Zinnwald.

EL

Bergen herabgespült und infolge ihrer Schwere in Talmulden abgesetzt wurden. Diese Art der Zinngewinnung erforderte nur geringe Betriebskosten und gewährte reichste Ausbeute. Nur so sind die phantastischen Ausbeuteziffern aus der frühen geschichtlichen Zeit des Zinnbergbaues zu verstehen. Die Ausbeute aus den Seifenzinnlagern war zwar reich, aber nicht unerschöpflich. Nach knapp einem Jahrhundert des geschichtlichen Zinnbergbaus war der Reichtum erschöpft, und man war gezwungen, das Zinnerz in seiner ursprünglichen Lagerstätte aufzusuchen, es bergmännisch in Schächten und Stollen aus dem Granitmassiv des östlichen Erzgebirges zu gewinnen. Von Böhmen aus wurden die Zinnlager des sächsischen Erzgebirges aufgesucht. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurden dabei die Zinnlagerstätten von Zinnwald und wenig später die von Altenberg „sündig“.

Schon in alter Zeit verglich man das Zinn wegen seiner mattschimmernden Schönheit mit dem milden Lichte des Planeten Jupiter, und das aus der Alchymistenzeit stammende Jupiterzeichen (♃) ist heute noch das Qualitätszeichen des Altenberger Feinzinns, wie es die Rurschwärter für das Meißner Porzellan sind.

Jahrhundertlang, bis das vor reichlich 200 Jahren erfundene Porzellan allgemeine Verbreitung fand, war Zinngeschirr das Tafel- und Tischgerät des vornehmen und des bürgerlichen Haushaltes. Auf unsere Zeit vererbte Brunkstübe der Zinngießerkunst reden von der großen Wertschätzung des edlen Zinnes. Dieses war durchaus nicht nur „das Silber des kleinen Mannes“, wie es eine überhebliche spätere Zeit nennen will. Aber nicht nur im häuslichen Gebrauch finden wir das Zinngerät, Zinn war vielmehr auch ein gesuchter Werkstoff des kirchlichen Kunstschaffens in Klöstern und in der Hand berühmter Zinngießermeister. Zinnere Innungshumpen in reichster künstlerischer Ausführung sind wohl die heute noch am zahlreichsten erhaltenen Erzeugnisse der alten Zinngießerkunst. Allen Stilperioden hat sich das Zinn in oft vollendeter Weise anzupassen gewußt, bis es nach einer Hochblüte im Barock (Zinnsärge, Barockteller und Zinnskannen) im Rokoko durch Porzellan- und Glasarbeiten verdrängt wurde, und die Zinngießerkunst in Verfall geriet. Das Biedermeier brachte es sogar fertig, den einzigartigen Schimmer des Zinnes durch Lackforbe zu verdecken. Erst allmählich hat sich dann wieder die Erkenntnis durchgerungen, daß man mit Farbe und Lack nie und nimmer die Schönheit verbessern kann, die die Natur dem Erz und dem Gestein verliehen hat. Um die Jahrhundertwende kam ein neues Aufblühen für die Zinngießerkunst. Von Altenberg ist es ausgegangen. Alte Formen sind zu neuen Ehren gekommen.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine nach und nach ins Riesenhafte sich anwachsende industrielle Verwertung des Zinnes bekannt, die Herstellung des Weißbleches, in welchen Erzeugnissen England den Weltmarkt beherrscht. Wer sich einen Begriff vom ungeheuren Bedarf an Weißblech machen will, braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß alle Konservendbüchsen aus Weißblech bestehen. Die Ausbeute unserer heimatischen Zinnbergwerke, die vor der letzten Stilllegung jährlich etwa 50 Tonnen betrug, kommt natürlich für die Weißblechherstellung nicht in Betracht. Die Welterzeugung von Rohzinn beträgt heute weit über 150 000 Tonnen im Jahre, wovon die Hälfte bei der Herstellung von Weißblech verarbeitet wird. In den deutschen Entzinnungsanstalten wird heute fast das Hundertfache der letzten Altenberger Zinnförderung durch Entzinnen von

Blechabfällen und alten Konservendbüchsen gewonnen. Den größten Teil des Weltbedarfs an Zinn decken heute die Malaienhalbinsel und Holländisch-Indien (die Inseln Banka, Billiton und Singtop). Auch Siam und China liefern namhafte Mengen. In Amerika werden nur noch die Zinnvorkommen von Bolivien ausgebeutet. Das dort vorkommende Gang-Zinnerz ist außerordentlich hochwertig; denn es hat 10–15 Prozent Zinngehalt, während die Altenberger Zinnzwitter nur 0,3 Prozent Zinn enthalten. Die alten Zinngruben von Cornwall, die um 1870 noch eine jährliche Ausbeute von über 10 000 Tonnen zu verzeichnen hatten, sind stark im Rückgange begriffen; sie beeinflussen heute den Weltmarkt kaum noch. Neue Zinnminen sind in Afrika im Aufblühen.

Eins darf aber hierbei nicht vergessen werden: Das Altenberger Feinzinn gehört mit seiner heute fast 100prozentigen Reinheit zu den besten Zinnqualitäten der Welt. Man kann getrost sagen, es ist zu fein, um zur Weißblechherstellung verwendet zu werden. Diese Feinverhüttung stammt erst aus neuerer Zeit. Ältere Zinngeräte besitzen diesen Feingehalt nicht. Beim Erwerb von neuen Zinngeräten hat man also sehr genau zu beachten, ob der Werkstoff wirkliches Feinzinn ist, oder ob er aus alten Geräten gewonnen wurde, es sich also nur um einen Umguß handelt.

Das Zinn hat seit alter Zeit bekannte merkwürdige physikalische Eigenschaften. Sein eigenartiges kristallines Gefüge bringt es mit sich, daß beim Biegen von Zinnstangen ein eigenartiges Geräusch, das sogenannte „Zinngeschrei“, entsteht, das um so lauter ertönt, je reiner das Zinn ist. Der Schmelzpunkt des Zinnes liegt bei 332 Grad; im reinen Zustande ist es glänzend silberweiß. An der Luft bleibt es, bei der Durchschnittstemperatur unverändert. Wird es dauernd unter niedriger Temperatur gehalten, so geht es in eine andersartige Form, das „graue Zinn“, über und zerfällt infolge An-

steckung mit der „Zinnpest“, einer infektiösen mineralischen Krankheit, allmählich zu Pulver. Auch in höheren Hitzeegraden (über 200 Grad) wird es spröde und pulverig.

Bis vor etwa 10 Jahren wurden große Mengen Zinn als Stanniol ausgewalzt. Diese Zeiten sind vorüber; denn das Aluminium hat hier die Erbschaft des Zinnes angetreten. Das „Silberpapier“, das uns heute als Verpackungsmaterial für Schokolade, Käse usw. in die Hände kommt, ist kein Zinn mehr, sondern dünnes Aluminiumblech. Das Wort Stanniol ist damit hinfällig geworden; denn das Stammwort *stannum* bedeutet Zinn.

Trotzdem das Zinn sehr geschmeidig ist, lassen sich aus ihm besonders harte Legierungen (Verschmelzungen) mit Kupfer usw. herstellen. Unsere Kupfermünzen sind ein Beispiel dafür. Bronzene Geschütze und Bronzeglocken, Weißmetall und Lagermetall, sind aus Zinnlegierungen hergestellt. Reines Zinn wird zum Auskleiden von bleiernen Wasserleitungsrohren, zu Orgelpfeifen, zu Spiegelbelag und zu vielen anderen Dingen verwendet. Zinn ist aus der heutigen Industrie nicht wegzudenken.

Nach diesen ausführlichen Betrachtungen aus der Feder A. Klengels lohnt es sich aber auch Einzelheiten aus dem Zinnbergbau unserer engeren Heimat, dem westlichen Erzgebirge, kennen zu lernen. Schon frühzeitig entstanden ja auch in unserer Gegend die Seifenwerke, so z. B. in Seiffen, bei Eibenstein, Platten, Hengsterten, Auerbach, Gottesgabe, bei Buchholz, bei



Schachtofen und Gießen von Ballenzinn.



Hermannsdorf, Hirschenstand, Sauerjoch, Frühbusch, Trinklisen, Reuhammer usw. „Bei Mannes Gedenken haben die Seifen von Hengs, Erbesdorf und Geier trefflichen Ertrag gegeben, auch Reudeck, Platten, Bärigen und Schwarzwasser.“

An vielen Stellen der früher ebenen Talboden trifft man hohe Schutt-, Geröll- und Kiehhalden (Raitthalen) als Anzeichen von in der Vorzeit betriebenen Seifenwerken. Auch in der Gegend von Neustädtel bei Schneeberg sind frühzeitig Seifenwerke betrieben worden; sicher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vielleicht sogar früher. Der Filzleisch ist zum großen Teile auf ehemaligen Seifenwerken angelegt und in der Richtung auf die Fundgrube Schwalbenschwanz sind zwischen dem Filzleiche und dieser noch jetzt die Spuren früherer Seifen zu erkennen.

Das alte Bergmannsdorf Zschorlau ist unzweifelhaft eine slavische Niederlassung. Die Bewohner seiften Zinnerze, daher im Gemeindefiegel von 1413 schon der Rechen, ganz wie im Stadtwappen von Eibenstock Schlegel, Spitzhaue und Rechen, die Werkzeuge des Erzseifens. Das Dorf Zschorlau heißt in den Urkunden Schorl, Schorle, gewöhnlich Zschörl. Die Ableitung von cirata = hell-schwarzes Erz, Schörl, Turmalin (meist schwarz), oder Turmalinfels (Gemenge von Quarz und Turmalin) liegt nahe. Auch Schlema, am Schlemmbache verdankt wahrscheinlich Entstehung und Namen früheren Seifenwerken.

Ein Seifenwerk wurde gewöhnlich 100 Lachter (200 Meter) lang und 50 Lachter breit (100 Meter) angelegt. Man grub längs des Tales einen Hauptgraben mit gutem Gefälle, in welchen zahlreiche Querrinnen mündeten. Die erzhaltige Erde wurde ausgewühlt, Wasser herein gelassen, Schlamm und Sand fortgeschwemmt, die liegeengebliebenen Gesteinsstücke gesondert und die dunkeln (turmalin- und erzhaltigen) aufs Bochwerk gebracht. Nach etlichen Monaten wurde der Graben geräumt, das Wascherg gereinigt und geschmolzen. Die ersten Schürfer beuteten das Gebiet der Zinnwäshen meist nur oberflächlich aus; daher hat man zu Anfang dieses Jahrhunderts einige alte Wäshen mit Erfolg wieder durchgearbeitet; die alten Seifen von Graupen, Ehrenfriedersdorf und Geier sogar zu wiederholten Malen. Man gewann außer den Zinngraupen nicht selten grüne Berylle, milchblaue, halbdurchsichtige Opale, gelb-Topase und einzelne Goldkörner. Wenn der Zwidauer Chronist Thomas behauptet, in dem Seifenwerke Goldbrunnen zu Eibenstock könne (1579) ein Mann des Tages 1½ Pfund Goldkörner waschen, das Pfund zu 15 bis 18 Gulden, so schneidet er offenbar auf. Immerhin wurden aber dann und wann Goldkörner gefunden.

So wusch man am Schwarzwasser und seinen Zuflüssen über und um die Platte, Annaberger Zinntrug von 1560 (Höhe 27 cm).

Gottesgabe und Breitenbrunn in den Zinn-, Lauter- und Rüche-Seifen von der gülden Höhe herein, noch bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts hin beim Aus- und Reinmachen Goldfließchen. Auch von Dörsbach und Fleischmaul (Agricola nennt es 1550 Blesmulum, Blehmaul) bei Platten wurde behauptet, daß dort Goldfließchen zu finden seien. Blehmaul weist auf die forbenwendische Wurzel: blek = Glanz, Schimmer; mula = Schlamm.

Charpentier nennt noch in seiner Mineralogischen Geographie von Sachsen (S. 277) die Seifenwerke von Sauschwemme, Steinbach, Seifen, Platten, Irrgang, Förstnerhäuser, Bockau, Sofa (1682 mit sechs) als im Betriebe befindlich.

Albinus sagt von den Eibenstocker Seifen, daß „sie nicht der geringsten gewesen“ und noch in ziemlichem Schwange, und Dettel fügt dem bei „es findet sich auch Zinn unter dem Moch, welchen man seisset.“ Schon der Name von Eibenstock (früher Iben-, Aliban- oder Hibanstock) weist auf forbenwendischen Ursprung; denn hyb ist das Getriebe, hybem die Bewegung eines solchen, und stok der Trog, Bottich; so daß unzweifelhaft das Erzwaschen dem Orte den Namen gegeben hat.

Der Zinnstein tritt bei Eibenstock lager-, sirich- und gangweise auf; die Zinnführung ist um so reicher, je mehr sie von Turmalin begleitet wird, besonders in mittel- und feinkörnigem Granat. Ueber den Betrieb des Bergbaues nach altem Herkommen gibt ein Manuskript „Alte Bergwerksgebräuche zum Eibenstock 1563“ Aufschluß; aber schon 1534 hatte Kurfürst Johann Friedrich die erste Zinnbergordnung erlassen. Die Schmelzhütte für die Zinnerze stand seit alten Zeiten auf Steinbacher Revier. Von Mitte des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts betrug die Jahresausbeute des Eibenstocker Revieres 580 Zentner Zinn; Mitte des 18. Jahrhunderts kaum 400 Zentner, und Ende des 18. Jahrhunderts war sie hier, wie bei Schwarzenberg und Johanngeorgenstadt fast vollständig erlegen. Während des 30jährigen Krieges standen alle Werke still. Im Jahre 1823 gab es auf Eibenstocker Revier noch drei freiverbauende Seifenwerke, von 600, 700 und 900 Lachter, am Steinbache. Der Zinnstein wurde in feinen Körnern gefunden, selten in derben Stücken oder Kristallgraupen; nächstdem Topas, Apatit, Flußspat, Melachit, mitunter auch einmal Gold.

Bei Marienberg wurde seit dem 16. Jahrhundert auch Zinn gebaut; Ende des 17. Jahrhunderts etwa 500 Zentner jährlich, Mitte des 18. etwa 300 Zentner, Mitte des 19. etwa 200 Zentner. Seitdem ist der Zinnbergbau auch dort eingegangen. In der Umgebung von Platten und Gottesgab waren ebenfalls Zinnbergwerke entstanden.

Der Zinnbergbau von Ehrenfriedersdorf, welches als Silberberawerk fündig geworden war, bestand bis 1870.



Nooch'n Feierohmd

© Rückblick

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Wenn de Mensch'n ält'r warn, bliedn se garn off frühere s'chiene Drlabnisse zerick. Un en settin Rückblick, dar ib'r 50 Jahr zerick liegt, well aa iech heit tu.

Schie von jehar hat iech de Kinn'r garn, zemol, wenn se gut drzung warn. Un dos is bis off dan heiting Tog esu gebliebn. Iech hoo fir jed's Kind e freindlich Wort. Doshalm (deshalb) wars fir mieh e sehr gruze Freid, als mir seinerzeit in männ klänn Heimatdorf Rühbarg von dr Schulbehörde dr weibliche Handarbeits-unn'rriicht agestrong wur.

's is mr noch wie heit, wie mieh dr ehrwürdige, weißhaarige Schulrat Spieß, dar de Rühbarg'r Schul besucht hat, ins Schulhaus komme sieh, dar mieh kenne-larne un de Schtundnzohl un alles anere mit mir beschprachn wollt. Iech war domols 18 Jahr alt.

Dr Harr Schulrat war sehr freindlich un zum Schluß wünschet 'r mir viel Freid am Unn'rriicht un an meiner Klasse. Iech hat 25 Madle in dr Klasse. Noochn Ferien sollt dr Unn'rriicht beginne. Iech freiet mieh sehr drauf, mit dan Kinn'rn ze hantiern.

Von dr erschin Stund aa bis alle die Jahr durch warn mir die Madle freindlich zugetaa. Dr Unn'rriicht war allemohl off zwä Schtundn festgelegt. Nooch dr erschin Schtund gobs e kurze Pause, wu iech se unn'r dan huuch'n Fichn, die an dr rachtin Dorfseit naufzu schtanden, ewink tummeln sieh odr e Lied finge un nocher gings mit nei'r Lust an de Arbett.

Die Madle warn alle flehig; denn jeds wollt bis zun Schulegame de agefangenen Arbettin fartig bränge. Un wie freuetn sich die Kinn'r, wenn ihre off en grußn Tisch ausgelegten Arbett'n gelobt warn wurn.

Zun Schulfest bat mieh dr Lehrer, 's Schpieln bei dan Rad'klaffen ze ibr-namme. Die Kinn'r freietn sich sehr, wenn dr Zuschauerkreis imm'r größ'r wur.

Mr freiet sich selber miet, wie e Kind, wenn die manchrla Schpiel aufgeführt wurn: „Vöglein singt im Walde, singt so hell und rein“ — „Rupfe, rupfe Räschen, es sitzen hier drei Häschen“ — „Mäuschen, Mäuschen komm heraus“ — „De blinde Kuh“ un wie se alle hiehn.

Noochn Schulfest wurn Weihnachtsgeschenk agefange un wenn de Schulschunde nett dozu ausreichtn, sieh ich de Kinn'r manchmol zu mir ins Haus komme, damit die Geschenk fartig wurn.

Do iech fast alln ze Ustern gute Zensurn hat schreibn könne, do hatten sich die Madle en Plan gemacht, wupu iech la Ahning hat. Re Tog firn heiling Ohmd lame schie welche zu mir un die annern zum heiling Ohmd un hatten weißordeste Handförb, gruß un klaa, an Arm hänge un mit „en schinn Gruß von ihrer Mutter oder von ihrn Eltern“ wurn all'rhand Weihnachtsgeschenk ausgepackt. Do schtanden in kurz'r Zeit Báb'n, Wei-

flaschn, Gebrauchsgegenständ, wie gute Tassen, Vasen, Körble mit Kaffeelöffeln un esu fort, off men Tiesch.

Wie glänzetn die Mägn (Augen) bei dan Madle, als ich mieh bei jeder mit dr Hand bedanket un freundliche Dankesworte ihrn Eltern mietfogn sieh! —

Zum Schluß muß iech noch von en gutgelungenen Schpaziergang nooch dr Morngsonn (oberhalb von Cunersdorf) drzehln: Dr Sunntig nachmittig war drzu beschtimmt wurn. 's war in dr herrlichstn Somm'r'szeit; alle Blume schtandn noch offn Fald un de Sonn lachet vom Himmel. Iech hat zu dann Madle ge-

sahet, se möchtn sich von ihrer Mutter e paar Bemme eipackn un 5 Pfeng zu en Schnitt Bier gab'n lossn. (Esu billig kriegt m'r ihe freilich en Schnitt Bier nett.)

Mit gruß'r Freid wur von Rühbarg lusmarschirt. Nooch ahn'r Schtund lame mr bei best'r Laune in dr Morngsonn aa. Dr Wirt war esu freindlich, uns ubn offn Saal schpieln ze lossn. War dos e Schpaz fir die Kinn'r; Gesang, Schpiel un Tanz wachseln mit enanner un 's dauret nett lang, do kam e Gast noochn anern aus dr Gaststüb rauf, um aufgezall'n un sich miet zu freie. Als obr arsch die 25 Schnitt Bier gebracht wurn, do ging e richtigs Fastgelag lus. Ihre Bemme siehn se sich gut drzu schmeckn.

Nooch 2 Schtunden wur wieder aufgebroch'n. Ru saht iech zu dan Kinn'rn, se könntn mir e paar Faldschträuß pflückn.

Dos war arsch e Lust fir die Madle; wie de Biene zugn se ihr die Blume har. Un 's dauret net lang, schtandn se wieder off dr Schtroß mit — 25 Faldschträuß. Un wos fir Schträuß! Die kunntn se bal' nett mit dr Hand imspanne. Die kunntn se doch nett e Schtund lang trong; do wärn ne doch de Hand eigeschlofn. Do sieh iech mir racht lange Schmellngräsr bränge un nu machet iech allemol aus 5 Schträuß en grußn un widlet e paar sette Schmellngräsr drimm. Die 5 grußn Schträuß

mußt'n nu 5 Madle 10 Schtroßnbaam weit trong, nocher lame 5 annere dra un esu hom mrsch gemacht, bis mr wieder drhamm warn, voll un ganz befriedigt vun dan schinn Schpaziergang.

Ihe kenntn se mir geleich e Brmöng (Vermögen) harleng, wenn iech sellt en Schpaziergang von Rühbarg bis zr Morngsonn machn, iech müßt dos Brmöng lieng lossn. Ja, ja, 's war emol! E s'chiene Drinnering is obr aa wos wart. —



Zinnseifenwerk. (Zu unj. Artikel auf d. 1. Seite.)
Der Bach A. Der Graben B. Die Breithaus C.
Die Rajen D. Die Seifengabel E. Die eiserne
Schaufel F. Der Trog G. Ein anderer dar-
untergestellter Trog H.

De Gauteichschlacht aean de Kunnerichdörir

Von Walter Schimm, Chemnitz.

„Mare! Komm', hul emol e Brot aus dr Rajenmühl“, ruffet de Heischneider-Olga zon Fenster raus ze ihrn Gung, dar mit ten Kameraden „Schtando“ spiehn tat. Is dauret erst e Weile, eh' dr Mag sich bequemet, 's Brot ze hulin; obr do ne sei Mutter noch en Pfeng fir en Kakaoschä ins Galbbärschel neigetae hatt, saget 'r nocheris föder un vrsorget sen Aufstrog.

Wie dr Mag aus dr Kagenmühl' rauskimm, nimmt 'r sei Brot un sezt's off'n Kopf un balanciert nooch Buchholz zu. Wie 'r e Schtück an dr Eisebahnbrück vorbei war, komme aus dr Schtadt zwä Cunnerschdörfer Gunge un beobacht'n ne Mag bei seiner Künstlerei. Wie se vorbei warn, drehet sich äner drvu um, gibt dan Brot en Rattich, dos runnerfliegt un off dr Schtrooch kollert; ganz ordattert saust dr Mag sen Brot nooch, währ'nd de Missetäter schleimigst nooch Cunnerschdorf ausreißn.

„Eich drwisch iech schie wieder!“ bläket dr Mag wutig hinnerhar, hub sei Brot aus'n Schmand auf. Im Langer-Rösl-Heiß' hot dr Balanciertkünstler unnern Wasserhah ne Druck von Brot runnergeschpült un dos rampenierete Brot ehämgebracht. De Olga war net gerode erbaut übr dos nasse Brot, dos noch drzu aussoog, als hätt'n an dr Rind de Weis drarimgefrassn. 's Magel drzöhlet fix ne Hargang un rettet siech su übr de Draich von seiner Mutter wag.

Dr Heischneider-Mag, dar bei dr Karlsbader-Stroß-Soi-daten-Kompanie Fahnetrager machet, drzöhlet ohmds ben Appell ne Hauptmann die Flahigkät dr Cunnerschdörfer Gunge. „Do war mir net viel Faderlasens machen, mit die Brüd'r“, mähnet dr Wolf-Robert, „erklärn mir ne abn ne Krieg un hae ne mol de Gusch richtig voll!“

Am annern Tog in dr Schul, wie de Freiwärtelschund ra war, wurn de Klassnbrüder von dan ausgebrochenen Feindsaligkäten mit de Cunnerschdörfer in Kenntnis gesetzt, un de Begeist'ring für de kommende Keilerei kennet läne Grenzn. Noch an dan Nachmittig krieget dr Cunnerschdörfer Kommandant von en Buchholzer Ordenanz de Kriegsgerkläring überreicht, doß am Reformationsfast beim Sauteich de Cunnerschdörfer Streitmacht zum Kampf erwartet wür.

Do in Buchholz jeder Stadttäl sei Kompanie hatt, war'sch nutwennig, doß erst noch emol e gemeinsame Führerbesprachung abgehalt'n wur. Dr Wolf-Robert, dar de Oberleitung über de ganze Schlacht übernomme hatt, leget am Sonntag vörn Reformationsfast hinten bei dr Kapell ne Schlachtplan senn Innerführern vir.

„Kameradn“, saht dr Wolf-Robert zu dan Hardel Gunge, „do smol müß'n mersch ne Cunnerschdörfern richtig gabn un dodzu gehört Ertälung. Im Zwölfe ze mittig schtellt jede Kompanie un nocherts beginnt dr Aufmarsch, dar wie folgt is: De Reibau-Kompanie marschieret über Klärücker-wal' uhn ben Cunnerschdörfer Wag rei un vrichtet sich hinnern Sauteichschützen-Kugelfang. De Kühwäd-Kompanie machet durch'n Wald dr Zick-Zack runner un bei dr Kagenmühl' ne Barg nauf un wart im Wald, bis mir de Cunnerschdörfer in dr Teif von Sauteich reigeloct hobn, nocherts vrbindn se sich mit de Reibau-Soldaten un bilden ne Keit, damit dr Feind net wieder rauska. Hinnern Kreher-Gut stiehet de Karlsbader- un Mästerstroß-Kompanie parat un de Brauhausstroß-Kompanie mit de Frohnaer, die ne Buchhölzern halfen wolln, rückn vom „Rassen Hader“ aus zen Schießstand un vorkriemeln siech in Gefichtlich nooch'n Marie-Sperrgusch-Türmel zu. Von dan Heisel aus tu iech de Schlacht leitn un dr Schmidt-Fritz blöft ne Alarm, wenn's von allen Seiten lusgiehe soll. Etwaige Mading' solln durch Patrouillen ins Hauptquartier gegabn warn.“

Dar Plan fand ei'stimmiges Lob, un wos dr Stappf-Mag war, hatt drfahrn, doß de Cunnerschdörfer siech de Schmer ze Hilf gehult hätt'n un drzöhlets nu dan Führern. „Is net gefahrlich“, saht dr Frohnaer Kommandant, „iech muß morgn nooch dr Wies', vielleicht könne die uns miet halfen, un wenn die komme, bränge se a de Tamericher miet, dos is nämlich e

dicke Freindschaft, weil se sich gegenseitig gegn de Schinnfalder aushalfen.“

's wur schie finster, wie de Führerbesprachung alle war.

Dare Bock' hattn de Gunge allerhand ze tue: Holzlabeln wurn gebaut un bein Eisen-Möckel un Kunz-Benzl gobs läne Basenstiel mehr, weil se ze Lanzen aufgekaast wurn warn.

Am Donnerstig war's Reformationsfast — un de Schlacht am Sauteich. Ze mittig sammelt'n sich de Soldaten off ihrn Stellplätzen un im ganzen Schtadtteil war e „kriegerisches“ Bild; alle möglichen Uneformen un Helm hattn de Gunge harzugefucht. Zur ageseht'n Zeit marschier'n de Kompanien an dr Front un fange drbei, wos de Kahl hargob: „In dr Heimat, in dr Heimat, da gibts ein Wiedersehn!“

In Stelling warn su um Zwäe rim ugefahr 250 bis 300 Krieger. Dr Kommandant, dr Bock-Rob, war off'n Marie-Sperrgusch-Türmel mit'n Signalisten aufgefabelt un hielt Ausschau. Vom Feind war rundumdim nisch ze sahe. A de Schpione, die nooch Cunnerschdorf neigeschickt wurn warn, lame zerick, konnt'n aber nisch vom Feind berichten.

„Die Angsthoßn, ihe komme se vielleicht gar net“, manet dr Kommandant ze sen Signalisten, „un mir liegn hier un könne net södr!“ — „Vielleicht hobn sich de Sämr verlossen — un de Cunnerschdörfer lauern noch!“ wollt dr Schmidt-Signalist als Entschuldung aführn. — Do off emol — ging hintn bei dr Kühwät-Kompanie e Geblä lus un paar Minutn drauf, gähetn de Cunnerschdörfer un Sämr de Kühwättr ne Obhang nunnr nei in de Teif von Sauteich. Dr Wolf-Robert soog de Hehgagd un lieh ne Schmidt-Fritz Alarm bloßn. Im Nu sprange von alln Seiten de Krieger mit viel Gebrüll zum Kampfsplatz. Is kam ze enr erbittertn Schlacht, in dars hübn un drübn blaue Flack un Hörnle gob, Lanzn un Sabeln ginge in Trümmer un weil nu viel Hind des Hofns Tod sei — zugn sich de Cunnerschdörfer zerick ins Gefichtlich, im von dortn mit Drachapn ze schmeign, noocherts lame Stänle un zeleht richge Piehlbargwaden geflochen.

De Buchhölzr „Krieger“ wolltn sich die Kampfweis' net gefallen lossn un vrsuchetn dos Gefichtlich im Sturm ze namme, als von Siegr untirauß e Gung schrie'r: „Ihe kimm Brückling —!“, wie se obr de blankn Knöpp soogn, rissn se ihr de Faldr nooch dr Barnstänr Strooch zu aus wie Schosladr.

De Cunnerschdörfer, die de Polezeir net gemarkt, dachten, de Buchhölzr hätt'n Angst vir se gekriegt, un lame hinnr ihre Fichtle vir un soogn, inu du Ugelich, Buchholzer Polizeier. Do viele ausreißn konnt'n, hobn se sich ihrn Schicksal dreidrgabn.

„Ihr Sakrament!“ bläket se dr Wachtmeeßtr a, „Euch werden wirs begreiflich machn, einen solchen heiligen Feiertag durch euer Gebrüll so zu entehren. — Wie heißt Ihr —?“ un dodrbei zug dr Wachtmeeßtr un dr Reimann-Paul e Notizbüchl aus dr Gack un notieret'n auf. Dann liehn se de „Krieger“ laasn. —

War nu eigntlich de Schlacht am Sauteich gewonne hot, weß niemand, zon Stillstand gebracht hatt se off jedn Fall de Buchhölzr Polizei. —

Is Noochspiel kam odr arst in dr Schul. Am Freitagvormittig frugn de Lehrer in de grußn Gungeklassn dorch, war gestern an dr Schlacht hintn bei dr Dorette teilgenomme hätt. Do sich niemand maldn tat, mußtn de grußn Klassn zwä Stundn drinnebleibn, un dos sollt täglich wiederholt warn, bis sich de Streiklöpp maldn tätn. Do hattn doch paar Muttrföhne Angst gekriegt un hobn de Kampfhähner verrottn, die nochts alle zefamm am Sonntag 3 Stundn Karzr obschraubn mußtn.



Zwitturmühle.

Die Wasserradwelle A. Das Wasserrad B. Das Kammerad C. Das Getriebe D. Seine eiserne Welle E. Der obere Mühlstein F. Der Trichter G. Das hölzerne runde Gerinne H. Der Austrag I.

(Zu unserem Artikel auf der 1. Seite.)

Schinnerhannes /

**Der Stülpner-Karl des Hunsrück
Das Leben eines Entwurzelten**

Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern

Sämtliche Bilder: Foto Vogt

(2. Fortsetzung.)

Inzwischen war aus den Kriegswirren doch so etwas, wie eine vorläufige Ordnung entstanden. Man hatte eine neue, straffere Gerichtsorganisation geschaffen und der Herr Amtmann Fölliz aus Oberstein hatte den Vagabunden und Banditen den Krieg angesagt. Gendarmeriepatrouillen durchzogen ständig das Land, unterstützt durch eine Art Selbstschutz und Einwohnerwehr, sodaß Diebstähle im Großen sehr selten wurden. Schinderhannes mußte sich mit Diebstählen mittleren Umfangs schlecht und recht durchs Leben schlagen. Vor allem die „Depencen“ der Elis zehrten sehr an seinem Gelde. So konnte es geschehen, daß ihn eine Patrouille erwischte, als er bei einem ganz gewöhnlichen Schweinediebstahl betroffen wurde. Man setzte ihn in Herrstein ins Spritzenhaus, aber, was ist ein Spritzenhaus für ein Gefängnis für einen Schinderhannes. Im Ru hatte er die Decke durchbrochen, was scherten ihn die eisernen Stäbe an den Fenstern — und war eben im Begriffe, mit einem Strohfleisch vom Dache herunterzuturnen, als man den Ausbruch gewahr wurde und ihn wieder arrestierte. Mit Ketten und Eisenbändern beladen, schleppte man ihn nach Oberstein, wo ihn der Amtmann Fölliz empfing. Hannes leugnete alles, was man von ihm sagte, selbst das Schwein habe er nicht stehlen wollen, sondern nur auf Kollauf untersuchen wollen. Hohnlächelnd nahm der Amtmann die Unschuldsbeteuerungen des Hannes hin. „Wenn er die Unschuldslamentationen noch lange wiederholt, glaubt er sie wohl selbst“, so meinte der Amtmann.

Man ließ die Mutter des Schinderhannes holen. Als sie ihr Büschchen gefesselt und an dunklem Ort erblickte, da brach all ihr Leid und Schmerz in ein fürchterliches Lamento über den ungeratenen Bengel aus: „Du bist mein Sargnagel, du trauriger Tunetgut, du bringst bei Eltere in die innerst Hölle, du verschimpstest bei ganze Sippschaft, du Sündebod, du Lotterbengel, du Mißgeburt, du gemeiner Lump; wie kannst du deine Eltere so e Schand antun?“ Und dann hieb die Frau Büdler auf ihren Hannes ein, wie sie es früher zu wenig getan hatte und es schien, als ob der Hannes ganz zerknirscht wäre. Jedensfalls sagte er alles aus, was er bisher angestellt hatte, seine Heldentaten mit besonderem Stolz hervorhebend. „Modder, was kann ich dann davor, daß man mich so verfieht hat. Die Soldate und Kamerade un der Krieg un de Franzos, sie haben mich verfieht, was kann dann in nem junge Mann, der wo so brave Eltere hat, schlechtes drinstede, wann's net vum böse Beispiel kummt, der Krieg und die Zeite un die schlechte Gesellschaft sin an allem schuld. Un dann das Blut, wo du gessoft hast vor meiner Geburt. Modder, wie froh wär ich, wenn ich wieder deheem sein könnt.“ Die Selbstbezüglichungen des Hannes und der Jammer seiner Mutter nützten aber nichts, der Amtmann nahm alle Geständnisse zu Papier und wegen ihrer Schwere brachte man den Hannes nach Saarbrücken vor die Geschworenen.

Raum hatte er den Gefängnisraum betreten, da wußte er, daß er bekannte Gesellschaft hier hatte. Der Gaunerpfiff belehrte ihn, daß einer seiner Bande über ihm in der Zelle saß. Ah ja, der rote Fink war seit einiger Zeit abgängig, der mochte wohl der Genosse über ihm sein. Mit ihren Werkzeugen, die sie

immer in kleinen Holzbüchsen an unsagbarer Stelle bei sich trugen, war bald die Verbindung hergestellt und mit vereinten Kräften hatte man nach wenigen Stunden ein Loch gegraben und war ausgerissen. Der Rote Fink hatte schon vorgearbeitet gehabt, sodaß die Sache sehr rasch ging. Ein Stedbrief am nächsten Tage machte die aufs äußerste überraschte Gegend darauf aufmerksam, daß Schinderhannes wieder umgehe. Durch den Ausbruch in Saarbrücken aber verschaffte sich der Hannes einen solchen Mythos, daß man ihn für einen Zauberer hielt, der dem Satan seine Seele verschrieben habe und dem man nichts anhaben konnte. Solches konnte dem Hannes nur recht sein. Die armen Behörden aber kamen in den Ruf der Nachtlosigkeit und konnten sich nicht mehr wehren vor den Fopperien der Einwohner-schaft.

Hannes suchte frech, wie immer, sofort die Elis auf und hielt sich in der dortigen Gegend von Schneppenbach verborgen. Als er seine Bande in den Schlupfwinkeln aufsuchte, fand er einen guten Bekannten vor, den er früher öfter um sich gehabt hatte, den schwarzen Peter oder Peter Petri aus dem Roseltal. Der hatte einen Meiler aufgemacht und hauste hier mit seiner zahlreichen Familie als Köhler. Ein hünenhafter Kerl, schwarz wie ein Reger gebrannt, mit langem Lockenhaar, das er unter dem Kinn zusammengebunden hatte, sodaß er wie ein Urwaldmensch oder auch wie ein Orang-Utan ausah.

„Na, siehst man den schwarzen Peter auch mal wieder? Was treibt dich her, Lumpazi?“

Der Peter aber, der schon viel gelitten hatte, sagte mit wildem Blick: „Ich muß den Kerl kaputt mache.“ Und er erzählte dem Schinderhannes, daß er dem Händler Seligmann die Kehle zudrücken wolle, weil er ihn vor Jahren verpöht und verraten habe, sodaß der eifersüchtige Altis seine erste Frau, mit der er, der Peter geschäkert habe, kurzerhand erstochen habe. Die Geschichte war unter der Bande bekannt, Schinderhannes war aber zur Zeit, als sie passierte, noch in der Lehre. Ja, der eifersüchtige Altis Jakob war vom Seligmann gegen seine eigene Frau, die sich mit dem schwarzen Peter eingelassen hatte, aufgehetzt worden. Der Seligmann hatte die beiden erwischt und nichts eiligeres zu tun gehabt, als den rasenden Ehemann solches anzudeuten, der darauf seine eigene Frau erstach. Ernüchtert hatte der Altis dann geweint wie ein Kind. Alle Mut des Peter hatte sich auf den Angeber Seligmann gehäuft. Die Rache war es also, die den schwarzen Peter wieder in die Gegend trieb, nachdem er jahrelang ein ziemlich einwandfreies Leben über dem Rhein drüben geführt hatte. Vielleicht war es aber auch das Räuberblut, daß ihm im Suf immer wieder durchbrach.

IV

Auf dem einsamen Wege zur Tiergartenhütte ritten zwei Männer, begleitet von vier schwerbewaffneten Gendarmen. Sie kamen von einer Zusammenkunft der Ortsvorsteher in Raunen, die sich mit der Beseitigung des Diebs- und Räuberunwesens in der Nahegegend beschäftigt hatte. Stumm und in sich gekehrt ritten die zwei Männer dahin. Gespannt und eifrig um sich spärend folgten die Gendarmen.

Die einsame Waldschänke kam in Sicht. Der Ältere der zwei Männer schlug vor, eine kurze Rast zu halten; denn der



Müller, ein führendes Mitglied der Schinderhannesbande.

(Nach dem Aquarell im Mainzer Archiv.)

Augusttag war heiß und der Staub auf den schlechten Wegen unerträglich. Man stieg ab, band die Pferde in dem Hof an die Tränke und nahm in dem niederen Wirtshaus Platz. Die Gendarmen setzten sich an einen Tisch für sich, die zwei Ortsvorsteher aßen und tranken. In dem anschließenden Nebenzimmer hörte man ein Geräusch; als einer der Gendarmen nachschaute, fand er den Raum leer.

„Hat ja alles keinen Zweck, diese Sitzung gegen das Räuberpad. Mit Sitzung werden die Spitzbube net alle. Zugreifen müßte man mit eiserner Hand, jeden Spitzbub ohne viel Federlesens an die Wand stellen, dann wird's vielleicht besser,“ so meinte gequält der Alte.

„Nein, das ist es net, der Franzos müßte aus dem Land sein, der Fremde ist an allem schuld. An die fremde Ordnung kann man unser Volk net gewöhne. Unser Volk erkennt die Autorität von den Franzmänner im innere net an, nur äußerlich, weil man muß, wir Ortsvorsteher werden drum angeschaut, daß mer dem Franzos den Eid geleistet han, unser Amt hat keen Widerhall mehr im Volk. So kommt es, daß die Dieb' und Räuber beim Volk mehr gelte, wie die Obrigkeit. Lieber die kleinen einheimischen Begeleiter als die große Französische, so sagt sich der Mann aus dem Volk. Und wenn doch geraubt und gestohlt sein muß, so is es besser, wann's die eigene Leut' tun, als die Fremde. So ist die Sach', der Franzmann is an allem schuld.“ Mit einem kräftigen Faustschlag ließ der Jüngere die Gläser tanzen, daß sie umzukippen drohten.

„Pst, Pst, net so stürmisch un Vorsich' wer weiß, was die Gendarmen für Leut' sind. Hals un Krage un unser Poste kanns uns koste, wann herauskommt, daß wir Ortsvorsteher net loyal sind un de Franzos' ins Pfefferland wünsch. Horch, hat's da eben net gelacht?!“ — Aber es war alles ruhig.

„Dem Friede ist net zu traue, der Preuß' hat zwar das linke Rheinufer abgetret: un Friede mit de Franzose gemacht, aber das ist ein Gewaltfriede den kein Mensch zu halte braucht und niemand drüben über dem Rhein denkt im Ernst daran, daß wir nun vor alle Zeite in unserm urdeutsche Land Franzose bleibe solle. So geht's halt hin un her und die Gauner haben die schönste Dage und wann mal sei Ruh' behalte will, is es am beste, man macht mit den Spitzbube ab, und laßt se sich, damit sie's net zu stark treibe. Wie war's dann heut auf der Sitzung?!“ Wo waren dann die Kollegen von Rirn, von Kirchberg, von Tronecken, von Gemünden und von Winterburg, grad die Orte, wo die Spitzbube ihr Hauptaufenthalt han, wo waren dann die Herre?! Sie han sich alle entschuldigt, sie han Angst vor dene Spitzbube, weil die sich stärker fühle, als die ganze Franzoselöpp zusamme.“

Eifrig erwiderte der Jüngere: „Vielleicht is unter dene Spitzbube der Richtige, der mehr ist, wie en Gauner un Begeleiter, vielleicht is dort eine Führernatur, der die Sach richtig anpackt un de Zeit sammelt gegen de Franzmann, daß mer wider deutsch werden. Wahrhaftig, ich würd mitmache un würd mich net scheniere, mich so em unterzuordne, wanns gegen de Franzmann geht.“

Da lachte der Alte mächtig auf. „Hör' uff, hör' uff, du machst vielleicht noch de Schinnerhannes zum nationale Held, den Rogbub von zwanzig Jahren, der nix im Kopp hat, wie Weißer und Geld und Wohllebe, nein, Freund, aus so Holz werden keine große Führer, Leut', die sich net beherrsche könne die nur Geld un Gut im Kopp habe, mit denne kannste keine nationale Erhebung mache, die streue höchstens de Leut Sand in die Auge, hänge vor ihr Räuberei e Mantelche, nur um so schamloser ihr lüderlich Handwerk zu treibe. Ne, Freund, von doher kommt die Freiheit net, das sagt mir mein Alter un mein Verstand. Das sind' alles ganz gewöhnliche Tagdieb, die bei dem ewige Kriegskram im Trüben fischen.“

Vor dem Wirtshaus gab es auf einmal ein jäh aufbrechen des Geräusch, wie von galoppierenden Pferden. Alles fuhr auf in der Wirtsstube, die Gendarmen eilten auf den Hof, die Pferde

waren verschwunden; dort vorne stob eine Staubwolke auf. Der Alte aber sagte ingrimmig zum jüngeren Kollegen. „Dort is dein Freiheitsheld, so frech kann nur der Schinnerhannes sein.“

Der Jüngere blieb stumm.

Es blieb aber nichts übrig, als zu Fuß den langen Weg weiterzugehen. Rechts und links auf den Höfen und in den kleinen Ortschaften grinsten die Leute, als sie die schimpfenden Vertreter der Obrigkeit ehrsam zu Fuß dahingehen sahen.

Des Schinnerhannes Ansehen aber stieg.

Ein paar Tage darauf trafen sich Schinnerhannes und der schwarze Peter wieder in der Waldschenke zur Tiergartenhütte. Die sechs Pferde der Ortsvorsteher und der Gendarmen waren gut an den Mann gebracht, die Beutel waren voll. Sie wollten Sieg feiern. Dem Wirt hatte man nichts anhaben können, er war gerade beim Holzfällen im Walde gewesen, als die Pferde gestohlen wurden. Der schwarze Peter soff unheimliche Mengen in sich hinein. Schinnerhannes blieb mäßig. Einer wenigstens sollte den Kopf klar behalten. Der schwarze Peter kam in eine ganz wilde Stimmung. Zum Unglück zogen gerade ein paar Mackenbacher Musikanten ihres Weges. Peter schrie, wie ein Berserker und kommandierte die angstschlotternde Musici in das Lokal und befahl ihnen, aufzuspielen. Angst in den Kehlen und Höfen, bliesen die armen Mackenbacher gewissermaßen um ihr Leben. Der Schnaps, den Peter in reichem Maße stiftete, wollte ihnen gar nicht schmecken. Der schwarze Peter geriet in eine hemmungslose Wildheit, er riß sich das Hemd auf, steckte das Messer zwischen die Zähne und tanzte, wie im Blutrausch durch das Wirtshaus, suchte dann den Musikanten mit dem Dolche vor der Nase herum, daß sie aufschrien, knallte seine Pistolen in das niedere Lokal und schmiß Gläser und Krüge auf den Boden und den Musikanten an die Köpfe.

Eben schaute er zum Fenster heraus. Ein unartikulierter, unheimlich wilder Laut entrang sich seiner Kehle. Draußen ging der Händler Seligmann vorbei und führte eine Kuh am Strick.

„Hab' ich den Angeber, den verfluchten Saujudd“ und er stürzte hinaus, ohne daß Schinnerhannes ihn zu halten vermochte, und messerte den armen Händler gräßlich zu Tode.

Schinnerhannes schalt mit dem Tabüchtigen, hielt ihm vor, daß er das nicht hätte machen sollen, wurde aber fuchsig, als der schwarze Peter die Sachen und das Geld des ermordeten Seligmann allein für sich behalten wollte. „Halt dich an den Zunftbrauch, geteilt muß werden in der Gesellschaft, wann ich auch nichts mit dem Judd sei'm Tod zu tun habe will.“

Die Berner Elies kostete Geld, daher nahm man's, wo man's herkriegte konnte.

Der schwarze Peter war natürlich aufs tiefste geschlagen, als er aus seinem Rausche aufwachte und sah, was er angestellt hatte. Er machte dem Schinnerhannes Vorwürfe, daß er ihn nicht zurückgehalten habe, heulte und war zu nichts mehr zu gebrauchen. Wenige Wochen später verhaftete man ihn und brachte ihn nach Kaiserslautern ins Gewahrsam. Aber das Gericht in Simmern verlangte den schwarzen Peter für sich und man sperrte ihn zu Simmern in den Turm. Peter war hier wie verwandelt. Schnaps gab es keinen und der Halunke konnte sich verstellen, wie ein Schauspieler. Er legte ein so zerknirsches und braves Betragen an den Tag, daß man ihn nach und nach zu Küchenarbeiten heranzog, selbstverständlich ohne ihm seine Ketten abzunehmen. So konnte es kommen, daß, als eines Abends der wohlbekannte Pfiff des Schinnerhannes ertönte, Peter mit samt seinen Ketten durch das unvergitterte Küchenfenster am Turm sprang und dort unten von Schinnerhannes und seinen Kumpanen in Empfang genommen wurde, die ihn im Triumphzuge in die Wälder heimholten.

Aber dem schwarzen Peter war damit auf einmal der Appetit auf weitere Abenteuer vergangen. Er machte sich mit seiner Familie auf und davon und ging wieder auf das rechte Rheinufer. In einer Pariser Säueranstalt ist er später gestorben. —

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Zinnermühle am Breitenbach zu ihrem Namen kam

Sie ist schon vor Jahren den Weg alles Vergänglichem gegangen, die alte Zinnermühle am Breitenbach. Nachdem sie bereits seit Jahren ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr diente, ist sie beim Bau der neuen Zollstraße abgebrochen worden. Daß sie das älteste Haus unserer Stadt war, haben nicht viele gewußt; warum sie, die Weigelsche Erbmühle, aber Zinnermühle genannt wurde, ist bis heute ein Rätsel geblieben. Am 20. März 1651 erhielt Mr. Matth. Weigel, Müller u. Ratsbeisitzer in Platten, als einer der ersten Exulanten die kurfürstliche Erlaubnis, „ein Wohnhaus und Mahlgang am Fastenberg bey dem Breitenbachischen u. Jugelschen Wasserlauf auf seine Unkosten zu bauen, da der Bau der Wildbahn nicht nachteilig sei, vielmehr zur Stärkung derer Amts-Intraden (= Einnahmen) diene“, und dazu ein Revier von 400 Doppelschritten. Weigel mag unter den wenigen Siedlern am Fastenberg Caspar Berndt, Christoph Reichsner u. a., auch unter dem Vortrupp der Exulanten von 1652, unter den Jugler Glasmachern u. den Wittigsthaler Hammerschmieden seine Kundschaft gehabt haben. Als aber dann Ende des Jahres 1653 „der helle Haufe“ nachkam u. die Stadt bauen durfte, wurde die Weigel-Mühle für die Verpflegung der Flüchtlinge in der Wildnis eine rechte Wohltat. Matth. Weigel starb 1669 als angesehenen Bürger u. Stadtrichter. Sein Sohn Johann übernahm die Mühle. Die neue Stadt aber wuchs u. wirkte als Anziehungspunkt für viele Glaubensflüchtlinge im Lande u. für unternehmungslustige Bergleute. Die städtische Verwaltung wurde ausgebaut, die öffentlichen Gebäude, u. a. auch die beiden Rats- oder Herrenmühlen errichtet, die nun die Bäcker und die Bevölkerung ausreichend mit Mehl belieferten. Und auf einmal war die Weigel-Mühle eine unbequeme Konkurrenz, die den Bäckern den Kundentreis schmälerte. Was hat die ehrfame Zunft der Bäcker unter Berufung auf ihr Privileg, daß „binnen der Meilwegs kein Handwerksmeister noch Störer gefördert oder gelitten werde“, nicht alles unternommen gegen diesen Außenseiter! Aber sogar die Juristenfakultät der Universität Leipzig konnte nur feststellen, daß das Mühlenrecht älter war als das Stadtrecht, u. daß der Rat der Stadt keine Gewalt über die Mühle hätte, da sie unter die Jurisdiktion des Amtes Schwarzenberg gehöre. Nicht einmal auf die Brotbänke brauchte Weigel sein Brot zu liefern, wo doch alle Bäcker feilboten mußten, sondern konnte in die Häuser verkaufen u. an fremde Kunden abgeben. Was nützte es, daß sich Weigel bereit erklärte,

das Brot u. die Semmeln billiger abzugeben (das sah man damals als Verdiensteinbuße u. nicht als Preisunterbietung an)! Als Johann Weigel starb, atmeten die Bäcker auf. Sein einziger Sohn Johann hatte nach auswärts geheiratet u. übernahm die väterliche Mühle nicht. Er hatte wohl auch Verständnis für die Auffassung seiner Zunftgenossen u. war überdrüssig des Streites. Von den sechs Schwiegerjöhnen war keiner Bäcker, es kam also auch keiner in Frage. Aber, was niemand erwartet hatte, geschah! Siegmund Siegel, auch ein Schwiegerjohn Weigels, Blechzinner auf Wittigsthal, übernahm die Mühle im Erbkauf. Man



wollte wohl das Privileg nicht verfallen lassen. Allgemeines Kopfschütteln. Was versteht denn ein Zinner vom Mahlen u. Backen! Die Verwunderung wird zum Zorn, als der Blechzinner tatsächlich weiter Brot u. Mehl liefert. Das versteht ja gegen alle Zunftordnungen u. -rechte! Da ist auch schon der Spottnamen da: Zinnermühle! Und er bleibt, bleibt für alle Zeiten als einzige Rache der ohnmächtigen Bäcker. Durch alle Zunftstufen des Erzgebirges geht die seltsame Mär: In Johanngeorgensstadt macht ein Zinner den Müller u. Bäcker! Es kamen andere Zeiten, Zeiten reichen Bergesens, der auch den Bäckern gutes Auskommen brachte u. die Zinnermühle nicht mehr als lästige Konkurrenz erscheinen ließ. Und als nach kurzer Blüte Jahre schwerer Not kamen, hatte man sich längst daran gewöhnt, daß sie auch noch da war, die mit allen anderen das

gleiche harte Schicksal trug. Der Name Zinnermühle lebt weiter im Volksmunde, wie auch die Mühle im Besitz der Familie Siegel bleibt. Auf Siegmund folgt 1699 sein Sohn Abraham, 1753 dessen Bruder Christoph Siegmund, ein berühmter Uhr- u. Büchsenmacher, 1769 Abrahams Sohn Erdmann Gotthilf, ein cand. jur., als Besitzer, nicht als Erbmüller. Keiner von allen fühlte die aus dem Besitz erwachende Verpflichtung, sondern ließ die Mühle durch einen Pächter bewirtschaften. Von Erdmann Gotthilf Siegels vielen Kindern überlebt nur eine Tochter den Vater, u. nun übernahm der langjährige Pächter Scharschmidt die Mühle, er erbt auch den Namen: der Zinnermüller. Das 19. Jahrhundert macht allen überalterten Privilegien ein Ende, aber auch den Mühlen durch den ausgebauten und verbesserten Verkehr. Eine nach der anderen wurden stillgelegt: die Haberlandmühle am Schwarzwasser, die Fink- u. die Malzmühle, die Hammermühle in Wittigsthal, die Gerbmühle in Jugel, so auch die Zinnermühle. Nm.



Ein Bergmann sammelt fürs WSW in Zwönitz

Zeit kurzem steht in einem Schilderhäuschen in den Anlagen des Marktplatzes ein stummer Bergmann, der für das WSW sammelt. Herr Reubert und Herr Trübsch haben ihn in mühevoller Arbeit geschnitten. Im Auftrage des Weihnachtsbergvereins Zwönitz wurde er aufgestellt. Wie in vergangenen Zeiten, als der Bergbau in unserem Erzgebirge in der Blüte stand und ein ergiebiger Bergesgen gefördert wurde, so möchte auch dieser Bergmann einen reichen Segen „fördern“, damit er recht vielen hungernden und frierenden Volksgenossen Freude bereiten kann. (Siehe nebenstehendes Bild.) Ho.

**Neue
Methodisten-
kirche
in Affalter**
Auf unserm Bilde
nebenstehend rechts
sehen wir
das erst kürzlich
geweihte
Kirchlein der
Methodisten-
gemeinde in
Affalter.

Photo:
Ludwig Schmidt,
Zwönitz

